



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schmidt, O. E.: Kursächsische Streifzüge : 8. Wittenberg

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

bei dem die ganze Erziehungskunst darauf hinauslief, aus den Fehlern der Extemporalien die Mittelwerte herauszuziehn, war in den letzten Jahren geradezu unerträglich geworden. Es muß anerkannt werden, daß dies durch die neue Versetzungsordnung in Preußen besser geworden ist oder mindestens besser werden soll. Aber es muß noch viel mehr in der Richtung geschehn, daß man den Schüler nicht als Material, sondern als lebendigen und individuell gestalteten Menschen ansieht; man muß sich darauf besinnen, daß der Schüler nicht für die Schule da ist, sondern die Schule für den Schüler. Was heute der gestrenge Herr Schulrat als Lodderei ansehen würde, das war einst der eigentümliche Vorzug des ältern Gymnasiums, das erlaubte einst, den Schüler als Einzelperson zu behandeln und zu beurteilen. Wir alle haben den einen oder den andern unsrer Lehrer in dankbarer Erinnerung; das waren aber nicht Leute, die reglementierten und schematisierten. Wir meinen also, es ist nicht so sehr nötig, die Lehrpläne zu beschränken, als sie verständig zu benutzen.



## Kursächfische Streifzüge

Don O. E. Schmidt in Meissen

### 8. Wittenberg



Wittenberg kann nicht wie Torgau auf eine vor der deutschen Einwanderung liegende Geschichte zurückschauen. Es ist vielmehr, wie schon der Name (Wittenberg = Weissenberg) zeigt, eine Gründung niederdeutscher Bürger und Bauern. Sturmfluten, wie sie schließlich um das Jahr 1200 zum Einbruch der Nordsee in den ursprünglich binnenländischen Zuydersee führten, und andre Nöte bewirken seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts eine stärkere Einwanderung aus den Niederlanden, dem alten Gebiete der Friesen und der salischen Franken, ins mitteldeutsche Binnenland, wo diese „Fläminge“ von den Askaniern und dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg gern aufgenommen und in den durch die Slawenkriege verödeten Landstrichen zwischen der untern Mulde, Elbe und Schwarzen Elster als Kolonisten angesiedelt werden. Deshalb heißt z. B. der von Wittenberg über Züterbogl nach Dahme und Schlieben zu streichende Höhenzug noch heute der „Fläming.“ Die Niederländer, in unaufhörlichen Kämpfen mit dem Ungeßüm des landverschlingenden Meeres geübt, Meister im Deichbau und in der Handhabung der Wasserwaage, waren die rechten Ansiedler für diese Gegenden, wo es auch wieder den Kampf mit dem Wasser aufzunehmen galt; nur war dieser Kampf in demselben Maße gefahrloser und erfolgreicher, wie die genannten Flüsse sanfter sind als die Nordsee. In den Orten, die sie gründeten, schufen sie sich, so gut es ging, ein Abbild der Heimat, und wie sich später die holländischen und die englischen Einwanderer in Nordamerika ein Neu-Amsterdam (1614), ein Plymouth (1620), ein Portsmouth und ein Dover (1633) erbauten, so benannten auch die niederländischen Kolonisten der Elbgegenden ihre bescheiden Städte und Dörfer mit heimischen Namen: dem flämischen Brügge entspricht das Städtlein Brück, dem stolzen Gent das magdeburgische Genthin, dem uralten Doornik (Tournay) das schlichte Dornau, dem niederrheinischen Kemeric die Propstei

Nemerik (später Nemberg) bei Wittenberg, der heutigen Residenz s'Gravenhage (Haag) das sächsische Gräfenhainichen.

Die erste sichere urkundliche Erwähnung Wittenbergs fällt ins Jahr 1180; das ist das Jahr, wo Bernhard von Askanien nach der Achtung Heinrichs des Löwen mit Sachsen, in Wahrheit nur mit dem Kurkreise belehnt wurde. Doch ist damals Wittenberg schwerlich schon Residenz gewesen, denn Bernhard wurde bei seinen Vorfahren in Ballenstädt, sein Nachfolger Albert I. (1212 bis 1260) im brandenburgischen Kloster Lehnin bestattet. Erst dessen Witwe Helena, die schon bei Lebzeiten ihres Mannes (etwa 1248) das Franziskanerkloster zu Wittenberg gestiftet hatte, erbaute dort zwischen 1260 und 1273 die Franziskanerkirche als ausschließliche Begräbnisstätte ihres Hauses. Von ihrem Tode (1273) an bis zum Aussterben der sächsischen Askanier sind 27 Glieder der Familie in der Wittenberger Franziskanerkirche beigesetzt worden. Aber diese ehrwürdige Begräbnisstätte hat ein merkwürdiges Schicksal erfahren: 1521 wurde das Kloster aufgelöst; 1544 wurde die Kirche, als die ersten Wolken des drohenden Schmalkaldischen Krieges über den Horizont heraufstiegen, auf Befehl des Kurfürsten Johann Friedrich in ein Proviantmagazin umgewandelt, wobei mit den Gräbern und Grabsteinen der Askanier in der rücksichtslosesten Weise verfahren wurde. Glücklicherweise rettete Melancthon wenigstens den Stein der Kurfürstin Kunigunde († 1333) in die Schloßkirche und schrieb die Inschriften der andern ab, die sein Schüler Balthasar Menzius 1604 veröffentlichte. Später wurde die Kirche in die Zeughauskaserne umgewandelt, und in dieser haben die unter der Leitung des Regierungsrats von Hirschfeld 1883 veranstalteten Nachgrabungen zur Aufdeckung aller 27 Askaniergräber geführt, deren Särge am 13. November 1883 endlich in der Schloßkirche wieder eine geweihte Ruhestatt gefunden haben. Aus der langen Reihe der askanischen Fürstlichkeiten, die in Wittenberg residiert haben, hebe ich hier nur eine einzige hervor wegen der merkwürdigen Schicksale, die sie erduldet: Siliola (Cäcilie), die Gemahlin des Kurfürsten Wenzel (1370 bis 1402), eine Tochter des kriegsgewaltigen italischen Reichsvikars Francesco Carrara von Padua. Wie mag wohl die reizlose Kleinstadt an der Elbe mit den schindel- und strohgedeckten Bürgerhäusern, wie mag die düstere Burg der Askanier mit ihren rauhen Sitten diese hochgebildete Italienerin angemutet haben, die das schon vom Zauber der Renaissance berührte Hofleben in Padua gekostet und die Freundschaft eines Petrarca genossen hatte! Und doch kehrte sie auch nach dem Tode ihres Gemahls nicht in die sonnige Heimat zurück, sondern harrete bis zu ihrem im Jahre 1429 erfolgten Tode auf ihrem schlichten Leibgedinge zu Zahna bei Wittenberg aus. Sie hätte allerdings daheim Schlimmes mit ansehen müssen, denn ihr ganzes Geschlecht wurde 1406 von dem mit den Venetianern verbündeten Maria Visconti von Mailand ausgetilgt: ihr Vater und ihre beiden Brüder wurden zuerst als Gefangne in einen engen Käfig gesperrt und dann erdroffelt. Aber auch in Deutschland war ihr wenig Freude beschieden: sie mußte auch hier den Untergang ihrer Nachkommenschaft mit erleben. Ihr Sohn, der glanzliebende, aber in ewige Händel verstrickte Rudolf III. (1402 bis 1419), verlor im Jahre 1406 seine drei Söhne; der älteste, Rudolf, starb eines natürlichen Todes; die beiden jüngern, Wenzel und Sigismund, wurden vom einstürzenden Turme des Schweinitzer Schlosses erschlagen. Und auch Rudolfs III. jüngerer Bruder, Albrecht III. (1419 bis 1422), starb vor Schreck über das furchtbare Lothauer Brandunglück (s. 1902, I, S. 372), ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen. So mußte die greise Siliola mit ansehen, wie im Jahre 1423 die Kur und das Gebiet von Sachsen-Wittenberg an den Wettiner Friedrich den Streitbaren überging. Das sächsisch-askanische Haus hatte von vornherein darunter gelitten, daß seinen hohen Titeln und Verpflichtungen für das Reich die bescheidne Macht, die es wirklich

ausübte, nicht entsprach. So hatte es auch die fürstlichen Rechte und Einkünfte in vollkommener Zerrüttung hinterlassen: Albrecht III. hatte den bezeichnenden Beinamen „der Arme“ geführt, sein Hofstaat soll zuletzt nur aus vier Dienern bestanden haben, und in welchem Zustande die askanischen Schlösser waren, das beweisen die oben erwähnten Vorkommnisse in Schweinitz und Lochau.

Eine neue Zeit für das unter solchen Verhältnissen auch etwas vernachlässigte Wittenberg brach an, als am 26. August 1486 Friedrich der Weise die Regierung des sächsischen Kurstaats antrat, einer der bedeutendsten und liebenswürdigsten Fürsten seiner Zeit, unter dessen besonnener und charaktervoller Regierung Sachsen gar bald als das lebendig schlagende Herz des Reichs erscheinen sollte. Von seiner Liebenswürdigkeit hat uns Spalatin manchen schönen Zug aufbewahrt; er war, obwohl Junggeselle, ein großer Freund der Kinder, erfreute sich gern an ihrem Spiel und ließ, wenn er durch einen Ort kam, durch seinen Wagenknecht Thomas süßen Met und Semmeln unter sie verteilen; die Kinder würden sich, meinte er, später gern seiner erinnern und sagen: „Es zog einst ein Herzog zu Sachsen vorüber und ließ uns Kindern allen geben.“ Bezüglich der Auffassung seiner fürstlichen Stellung stand Friedrich der Weise zwischen zwei Zeitaltern. Er erkannte die Schäden der Lehnsverfassung sehr genau und hatte den Mut, zu Nutz und Frommen seiner Unterthanen an den kirchlichen und weltlichen Zuständen seines Landes Kritik zu üben und offenbare Mißbräuche abzustellen. Andererseits kann er nicht als ein überzeugter Sohn der Renaissance gelten, dazu stand er zu fest und zu fromm beim alten Glauben — aber der Flügelschlag der neuen Zeit hatte ihn, als er beim Magister Kemmerlein in Grimma die alten römischen Schriftsteller studierte, doch insoweit gestreift, daß er den Wert der klassischen Bildung ahnte und außer den alten Fakultätsstudien auch ihr an einer neugegründeten Universität eine Stätte bereiten wollte. Bezeichnend für den Geist, der ihn befeelte, ist es, daß er als Regent Ciceros Bücher „über die Gesetze“ studierte, und als er da eines Tages in seiner Schreibstube zu Lochau auf den Satz (III, 14, 1) stieß: *Nec enim tantum mali est peccare principes, quamquam est magnum hoc per se ipsum malum, quantum illud, quod permulti imitatores principum existunt*, beschäftigte ihn dieser Gedanke so sehr, daß er ihn in einen deutschen Reim umwandelte und folgendes an die Wand seines Arbeitszimmers schrieb:

Wenn der Fürst ist selbst ein Kind,  
 Hat Rät, die unerfahren sind,  
 Priester, die böss Exempel geben,  
 Leut, die ohne Gottsfurcht leben,  
 Ein unversuchte Ritterschaft,  
 Ein Adel, der kein Tugend acht,  
 Ein Richter, der kein Unrecht straft,  
 Da steht das Recht auf Gunst und Gab  
 Und nehmen Land und Leute ab.

Dieser Mann trat gar bald zu der Stadt Wittenberg in ein engeres Verhältnis; er hat ihr den Stempel seines eignen Wesens aufgedrückt und die eigentliche klassische Zeit der Stadt, in der sich die Augen der ganzen Welt auf sie richteten, auf das glücklichste eingeleitet. Wichtige Bauten veränderten zunächst den äußern Charakter der Stadt: eine stattliche eichne Elbbrücke, ein gewaltiges Schloß, zu dem die Trümmer der Askanienburg mit verwandt wurden, und eine prächtige Schloßkirche, die, im Jahre 1499 vollendet, an Stelle der von Rudolf I. etwa 1353 errichteten Stiftskirche aller Heiligen trat. Das Schloß trug, soweit man nach den noch vorhandnen Resten — Garnisonlazarett und Infanteriekaserne — urteilen kann, weit weniger Heiterkeit zur Schau als das Torgauer; es scheint vielmehr, wie manche italienische Schlösser

aus dieser Zeit, etwas Festungsartiges an sich gehabt zu haben. Die Schloßkirche zeigte in ihrer ursprünglichen Gestalt, die uns durch einen Holzschnitt Lukas Cranachs bekannt ist, eine merkwürdige Mischung des ausklingenden gotischen Stils mit dem anhebenden der Renaissance; namentlich offenbaren der große Erker an der Turmseite des Daches und der gewaltige runde Turm mit seiner spitzgiebligen Bekrönung ganz und gar die neue Weise des anbrechenden sechzehnten Jahrhunderts. Das Innere der Kirche barg, ein Beweis des frommen Sinnes ihres Erbauers, 5005 Reliquien, die alljährlich am Montag nach *Misericordias Domini* an neunzehn Altären gezeigt wurden.

Das schönste Geschenk, das Friedrich der Weise seiner neuen Residenz Wittenberg gemacht hat, ist die Universität. Der Gedanke, in seinen Landen eine Universität zu gründen, lag dem für alles edle Wissen eingenommenen Kurfürsten nahe, da die Universität Leipzig durch die Teilung der wettinischen Lande im Jahre 1485 an die Albertiner gekommen war. Nun schien aber das wissenschaftliche Bedürfnis seiner thüringischen Besitzungen durch das mächtig aufstrebende kurmainzische Erfurt, das der pleißenländisch-vogtländischen Unter durch Leipzig befriedigt zu sein; so kam er darauf, die Universität in dem bisher etwas vernachlässigten Kurfürstentum einzurichten. Es kam hinzu, daß er die wildreichen Kiefern- und Eichenforsten dieser Landschaft besonders liebte und deshalb nicht nur in Wittenberg selbst, sondern auch in den benachbarten Jagdschlössern, in Schweinitz, Vochau u. a. gern residierte, sodaß er auch persönlich von den Gelehrten der Universität Nutzen zu ziehn hoffte. Überhaupt ist ja Wittenberg die erste landesherrliche Universität Deutschlands gewesen, während die früheren Universitäten kirchliche Institutionen waren, bei deren Einrichtung der Papst das entscheidende Wort gesprochen hatte. Als Friedrich der Weise 1502 mit der Gründung der Universität Wittenberg umging, wandte er sich zunächst an den Kaiser Maximilian und rief sie im Einverständnis mit diesem ins Leben; erst 1507 wurde die Bestätigung des Papstes nachgeholt. Schon in der äußern Gestaltung weicht die Wittenberger Universität von den ältern ab. Die Bildung politischer Korporationen, der sogenannten Nationen, ist verboten; das ganze akademische Lehren und Leben wird unter die „Diktatur“ von vier Reformatoren gestellt, die dem Landesherrn verantwortlich sind; als der eigentliche Zweck der ganzen Stiftung erscheint ausdrücklich das Wohl des Staates; in schwierigen Fragen und Verhältnissen will der Kurfürst mit seinem Adel und den umwohnenden Stämmen zur Universität wie zu einem Orakel seine Zuflucht nehmen, damit es ihm so mit Gottes Hilfe gelinge, die Unterthanen zu regieren, zu fördern und jedem sein Recht zukommen zu lassen.

Daß es dem Kurfürsten dabei besonders auf die juristische Fakultät ankam, ist klar, und in der That waren die ersten bedeutenden Lehrer, die der jungen Pflanzung einigen Ruf verschafften, Juristen: Hieronymus Schurf, der bekannte Freund Luthers, der Nürnberger Christoph Scheurl, der im Jahre 1508 im Auftrage des Kurfürsten die Statuten der Universität entwarf, und Henning Göde, der letzte Propst der Stiftskirche, „der Monarch auf dem Gebiete des Rechts.“ Der neue Humanismus war von Wittenberg keineswegs ausgeschlossen, aber während er anderwärts, z. B. in Erfurt, ohne Zaum und Zügel dem alten kanonischen Recht und der Scholastik zu Leibe ging, wurde er bei der engen Verbindung der Universität Wittenberg mit dem Hofe durch den Kurfürsten in straffer Zucht gehalten und zeigte deswegen einen ausgesprochen höfischen Charakter, der auf das geistige Leben der Studentenschaft zunächst nur geringen Einfluß ausübte. So wird uns z. B. in einem 1511 gedruckten, etwa 1000 Hexameter langen Gedichte des poeta laureatus Georgius Sibus ausführlich geschildert, wie Kurfürst Friedrich und sein Bruder Johann im Herbst 1510 mit einem großen Gefolge von Rittern und edeln Frauen in Wittenberg ankommen. Der Marktplatz wird zum Turnier her-

gerichtet, die Gäste werden in den Bürgerhäusern einquartiert, am Abend findet im Schlosse Bankett und Tanz statt. Der zweite Festtag beginnt mit einem Aktus in der Schloßkirche, wobei der Vertraute des Kurfürsten, Martin Pollich von Mellerstadt, die Predigt hält; daran schließen sich zwei Doktorpromotionen und das Tebeum; mittags beginnt das Turnier, abends ist wieder Bankett im Schlosse. Am dritten Tage wird das Fest mit neuen Promotionen und mit einem Turnier beschlossen. Man erkennt aus diesem Festprogramm die enge Verbindung der Universität mit dem Landesfürsten, den, als er sie stiftete, wohl vor allem der Gedanke beschäftigte, sich Räte und Staatsbeamte heranzubilden; ähnliche Erwägungen haben später den Herzog Moriz zur Gründung der drei Fürstenschulen veranlaßt. Die stete Kontrolle der Universität durch den Landesfürsten erwies sich in mancher Hinsicht als nützlich und förderlich, andererseits aber war sie auch eine bedenkliche Schranke für die Bewegungsfreiheit der Hochschule.

Hier ist man versucht zu fragen, warum denn gerade Wittenberg der Ausgangspunkt der deutschen Reformation wurde. Bot denn die Universität oder die Stadt Luther ein besonders geeignetes oder besonders vorbereitetes Feld für sein Wirken? Das ist mit der Universität gewiß nicht der Fall; man kann höchstens darauf hinweisen, daß der scholastische Geist, der anderswo, z. B. in Leipzig, jeden gesunden Fortschritt hemmte, in der jungen Universität Wittenberg, die ja schon in einer Zeit der Vorboten der großen geistigen Revolution gegründet war, doch nicht so fest Wurzel schlagen konnte; aber von einer besondern Bedeutung oder Vertiefung der theologischen Studien vor Luther ist auch in Wittenberg keine Rede. Ebenjowenig läßt sich etwa den Wittenberger Bürgern irgend welches mystische Wesen oder eine tiefere religiöse Empfängnis als den andern Deutschen dieser Zeit nachrühmen. An der Südostecke der zweitürmigen Stadtkirche findet sich, angeblich aus dem Jahre 1304, ein alter Stein eingemauert, auf dem eine Sau mit vollen Eutern abgebildet ist, an denen einige Männer saugen; darunter steht geschrieben: Rabini Schemhamphoras (eine hebräische Verballhornung des Namens Jehovah). Mögen nun die Männer Juden darstellen oder, wie man neuerdings auch meint, entartete Mönche, die an den Brüsten der Fleischelust liegen — jedenfalls tritt hier dieselbe Spottsucht zu Tage, die ich in einem frühern Aufsatze als eine Eigentümlichkeit der „misnopotamischen“ Gesellschaft hervorgehoben habe (s. 1902, I, S. 91).

Auch das niederländische Blut, das in den Adern der ältern Wittenberger Familien rollte, ist eher einem praktisch-nüchternen Sinne als religiöser Begeisterung hold; freilich trieb es auch zum Selbstbewußtsein und zur Unabhängigkeit, und deshalb wurden vielleicht die kirchlichen Lasten hier härter empfunden als anderswo. Und wenn sich die Wittenberger 1522 unter dem Einflusse Karlstadts am Bildersturme beteiligten, so war auch da weniger Schwarmgeisterelei als nüchterne Berechnung bei der Einziehung des Kirchenguts im Spiele. Das beweist die in diesem Jahre (1522) gedruckte „löbliche Ordnung der fürstlichen Stadt Wittenberg,“ die fast lauter finanzielle Bestimmungen zu Gunsten des „gemeinen Kastens“ und andre volkswirtschaftlich zu billigende Maßregeln gegen die Besteuerung des Volks durch die alte Kirche enthalten. Luther vereinigte sich also mit den Wittenbergern verhältnismäßig leicht in der Negation und dem Abbruch der alten kirchlichen Einrichtungen, für den Aufbau seines neuen Glaubens aber und seiner neuen Kirche fand er hier das Feld nicht besser bereitet als anderswo. Das Beste und Größte dazu hat eben auch an der Universität und in der Stadt Wittenberg Luthers reine und bedeutende Persönlichkeit gewirkt. Erst mit den Hammerschlägen des 31. Oktobers 1517 beginnt die große Zeit Wittenbergs; Luther erst hat dem etwas einseitig territorialstaatlichen Geschöpfe des Kurfürsten den Geist wahrer Universalität eingehaucht; er erst hat in Wittenberg

den Jungbrunnen der religiös-geistig-sittlichen Erneuerung Deutschlands erschlossen: aus seiner aufgeschlagenen Bibel und aus der Fülle seiner Flugschriften rauschte der Strom innigster Erquickung und erhebenster Begeisterung durch die wunderbaren Laute der neugebornen Muttersprache in die Herzen der Deutschen, an dem Bilde seiner Mannheit und Glaubenskraft erwuchs ein neues Geschlecht opfermutiger Männer, an der Milde und Freundlichkeit seines Hausstandes formte sich das neue Ideal der christlichen Familie.

Besonders nach Luthers Heimkehr von der Wartburg (1522), und nachdem auch die Universität durch Friedrichs Nachfolger, seinen als Charakter noch bedeutendern Bruder Johann den Beständigen (1525 bis 1532), eine gewisse Reorganisation erfahren hatte, schwoll der Ruf Wittenbergs als der Heimstätte eines neuen religiös-humanistischen Geistes lawinenartig an; wie bis vor kurzer Zeit die italienischen Universitäten Padua und Bologna das Hauptziel der wandernden Jünger der Wissenschaft gewesen waren, so strömten jetzt Hunderte und Tausende und zwar nicht nur Deutsche, sondern auch Ausländer nach Wittenberg. Es kamen nach Luthers Aussprüche „Rußen und Preußen, Holländer und Engellender, Dänemarker und Schweden, Böhmen, Polen, Ungern, Wenden und Winden, Walen und Franzosen, Spanier und Gräken“ — auch Shakespeare läßt seinen Prinzen Hamlet in Wittenberg studieren. Schon im Jahre 1505 hatte der junge Christoph Scheurl (s. oben S. 487) beim Rektoratswechsel in Bologna als Syndikus der dortigen Universität mit vollen Tönen das Lob Friedrichs des Weisen, der „unter den Fürsten der gebildetste und unter den Gebildeten ein Fürst sei,“ gesungen, der in Wittenberg „den Wissenschaften ein Asyl“ geschaffen und diese Stadt „aus einer Ziegelstadt zur Marmorstadt gewandelt habe.“ Wie sehr mag ihn dann die Wirklichkeit enttäuscht haben, als er 1507, vom Kurfürsten berufen, Wittenberg mit Augen sah. Denn „es war Wittenberg bis daher eine arme, unansehnliche Stadt, mit kleinen, alten, niedrigen, hölzernen Häusern, einem alten Dorfe ähnlicher als einer Stadt.“ Nun aber, als Luther der Höhe seines Wirkens zustrebte, veränderte sich schnell der ganze Charakter Wittenbergs: die Häuser und Straßen schossen gewaltig heraus, und trotzdem war schwer Quartier zu bekommen. Auch der bessere Teil der Bürgerschaft erwies sich der großen Zeit und ihren Aufgaben gewachsen. Auf dem Markt erhob sich seit 1523 das stattliche, an der Hauptfront mit vier schönen Giebeln gezierte Rathaus, ein Bau, bei dem der neue Stil der Renaissance schon völlig über die Gotik gesiegt hat. Die reichgeschmückte Vorhalle mit dem Balkon, an dem manche symbolische Figur und mancher schöne Spruch angebracht ist, stammt sogar erst aus dem Jahre 1573, deshalb trägt er die Wappen des Kurfürsten August und seiner Gemahlin Anna.

Der edelste Typus des damaligen Wittenberger Bürgers ist ohne Zweifel Lukas Kranach (so genannt nach seinem Geburtsorte Kronach in Franken), der 1504 als Hofmaler Friedrichs des Weisen nach Wittenberg kam, 1520 auch die Apotheke mit dem Privilegium zum „süßen Weinschank“ kaufte, ein vertrauter Freund Luthers, 1537 Bürgermeister und auch seinem Kurfürsten Johann Friedrich so zugethan, daß er mit ihm die Gefangenschaft teilte und wie dieser in Weimar starb. Noch steht sein stattliches Wohnhaus mit seinem Wappen, einer geflügelten Schlange, und zwei Gedenktafeln geschmückt an der Ecke der Elb- und der Schloßstraße. Das Wittenberger Leben zeigte aber natürlich auch Schattenseiten. Schon ehe Luther zu Einfluß gekommen war, hatte sich der öfters erwähnte Jurist Scheurl, der zuvor neun Jahre in Italien gelebt hatte, durch eine gewisse urwüchsige Biergemütlichkeit, die er bei der Wittenberger Bürgerschaft aber auch in Universitätskreisen vorfand, abgestoßen gefühlt; er verordnete deshalb als Rektor 1507, „daß den Studenten der Besuch der Wirtshäuser des Trinkens halber schlechthin untersagt sein solle.“ Dieser Satz fand auch in die Statuten Aufnahme; ferner sollte jeder Neuankommende gefragt werden, ob

er auch wirklich Studierens halber gekommen sei. Deshalb entstand damals die Studentenregel: „Willst du dich vergnügen, geh sonstwohin, willst du studieren, so geh nach Wittenberg.“

Aber je mehr die Zahl der Studenten wuchs, um so mehr wuchs auch unter ihnen die Zahl der unreinen Geister, denen das Evangelium und die Wissenschaft Nebensache war; sie hießen in Wittenberg „Speckstudenten,“ weil sie sich lieber in der „Specke,“ einem Lustwäldchen beim Dorfe Lopez, herumtrieben, als die Collegia besuchten; liederliche Dirnen erschienen in ihrem Gefolge. Vergebens bittet Luther seinen „Bruder Studium, sich still, züchtig und ehrlich zu halten, des warten, warum sie hergesandt und mit schweren Kosten von den Thron erhalten werden, daß sie Kunst und Tugend lernen, weil die Zeit da ist, und solche keine Präzeptoren da sind,“ vergebens wendet er sich in Predigt und Ermahnung an den Rat und die Bürgerschaft, daß sie der einreisenden Lieberlichkeit steuern. Es geschah nichts Durchgreifendes, weil zahlreiche Bürger am Bruder Studio um so besser ihr Schäfchen scheren konnten, je mehr dieser in Saus und Braus dahinlebte. Allerhand amtlicher Verdruß, namentlich mit den „garstigen Juristen“ der Universität kam hinzu, sodaß Luther im Jahre 1545, als er überdies durch körperliche Leiden arg mitgenommen war, zu dem Entschlusse kam, Wittenberg den Rücken zu kehren. Am 28. Juli dieses Jahres schrieb er von Zeitz aus an seine Frau: „Ich wollts gerne so machen, daß ich nicht müßte wieder gen Wittenberg kommen. Mein Herz ist erkaltet, daß ich nicht gern da bin; wollt auch, daß Du verkaufstst Garten und Hufe, Haus und Hof. . . Und wäre Dein Bestes, daß Du Dich gen Zulsdorf setzt, weil ich noch lebe. . . Will also umherschweifen und eher das Bettelbrot essen, ehe ich meine arm alte letzte Tage mit dem unordigen Wesen zu Wittenberg martern und beunruhigen will mit Verlust meiner sauren und teuern Arbeit.“ Dieser Brief, den Frau Käthe alsbald den Freunden zeigte, und der in Abschrift auch an den Kurfürsten nach Torgau geschickt wurde, machte tiefen Eindruck. Eine Abordnung des akademischen Senats und des Rats wurde zu Luther nach Merseburg geschickt und versprach gründliche Abänderung aller der Unsitten, über die sich Luther beschwert hatte: „das verthunliche Wesen“ bei Hochzeiten und Kindtaufen, das leichtfertige Treiben auf den Tanzböden, die unzüchtige Kleidung der Jungfrauen, das nächtliche Geschrei und Toben auf den Straßen sollte aufhören; auch der kurfürstliche Leibarzt Rakeberger kam im Auftrage seines Herrn, den erzürnten Reformator zu beschwichtigen, und so kehrte denn Luther zur Freude aller Beteiligten nach Wittenberg zurück und blieb in gutem Einvernehmen mit der Stadt und den Bürgern, bis ihn im folgenden Jahre zu Gisleben der Tod heimholte.

Nach seinem Tode kamen schwere Zeiten über die Stadt. Der Kurfürst Johann Friedrich hatte sie durch Befestigungsbauten aller Art zu seinem Hauptbollwerk umgeschaffen, um nötigenfalls den Angriff des Kaisers hinter ihren Mauern zu bestehn — aber noch ehe er auf dem Rückzuge aus Morizens Gebiet Wittenberg erreichte, wurde sein Heer auf der Lothauer Heide zersprengt, und er selbst gefangen. Statt seiner erschienen mit der Schreckenskunde der verwundete Kurprinz und einige Hundert Reiter, wenig Tage später der Kaiser. Als er im Westen der Stadt dem Dorfe Blesern gegenüber, wo noch jetzt ein Ackerstück das Kaiserlager heißt, am Bistrigerbach sein Zelt aufschlagen ließ, soll er erstaunt über die Stärke der vor ihm liegenden Festung geäußert haben: „Hätten wir den Vogel nicht, das Nest würden wir schwerlich bekommen“ — und in der That, er wäre nicht imstande gewesen, die Stadt einzunehmen, aber durch das über Johann Friedrich verhängte Todesurteil erschreckte er die tapfere Kurfürstin Sibylle so sehr, daß Wittenberg am 15. Mai 1547 kapitulierte. Nun ritt Karl mit König Ferdinand durch die Straßen bis an die Marienkirche, entblöste dort

vor dem an der Ostseite angebrachten Kreuzifix, das er erstaunt betrachtete, sein Haupt und ordnete trotz der Hebräen seiner Beichtiger an, daß der evangelische Gottesdienst zunächst nicht gestört werde. Was man sonst von seinem Aufenthalt in Wittenberg erzählt, namentlich die berühmte Szene in der Schloßkirche am Grabe des Erzkezers, läßt sich schlechterdings nicht als geschichtlich erweisen.

Die Stadt Wittenberg kam, da sie vertragsmäßig nur von deutschen Söldnern besetzt wurde, verhältnismäßig glimpflich weg. Auch im Dreißigjährigen Kriege erging es Wittenberg nicht am schlimmsten. Während des Nordischen Krieges sah es am 21. Februar 1707 den trotzigen Helden Karl XII. in seinen Mauern, der als eifriger Protestant Luthers Gedächtnis zu verehren kam, am 14. Oktober 1712 den von der Hochzeit seines Sohnes Alexei aus Torgau kommenden Peter den Großen: er war auch in Luthers Stube und begehrte die kostbarste Reliquie dieses Raumes, Luthers Trinkglas, mitzunehmen; als es ihm verwehrt wurde, regte sich in ihm der Asiat, und er ließ es fallen, sodaß es in Stücke zerprang. Im Siebenjährigen Kriege litt die Stadt furchtbar durch ein Bombardement der Oesterreicher (13. Oktober 1760). Nach dem Hubertusburger Frieden sollte sie aufhören, Festung zu sein. Ein sächsischer Topograph schreibt von Wittenbergs Festungswerken im Jahre 1802: „Der breite tiefe Wassergraben hat sich größtenteils durch Vermehrung des Schlammes zugefüllt und ist seit zehn Jahren an mehreren Stellen der Nordseite ausgefüllt, vererbpachtet und in Gärten verwandelt, die Basteien sind eingerissen, und der hohe Wall ist seit 1768 mit Frucht- und Maulbeerbäumen bepflanzt worden.“

Aber Napoleon befahl schon 1806, die wichtige Stadt aufs neue zu befestigen. Später wünschte er sie zu einem Waffenplatz ersten Ranges umzugestalten; zum Glück für die Altertümer der Stadt trat Torgau für Wittenberg ein. Doch hat Wittenberg die Schrecken des Krieges von 1813 und 1814 ganz in demselben Maße erfahren wie Torgau. Nachdem noch am 15. August 1813, am Napoleonsstage, in der Stadtkirche das *Salvum fac Napoleonem* mit begleitendem Trommelwirbel und folgendem *Vive l'empereur* erklingen war, wurde Wittenberg im September von Bülow von Dennewitz belagert und sechs Tage lang vergeblich bombardiert. Erst die dritte Belagerung und Beschießung führte zum Ziel: in der Nacht vom 12. zum 13. Januar 1814 wurde Wittenberg, nicht viel mehr als ein rauchender, blut- und leichenbedeckter Trümmerhaufen, von den Preußen unter General von Dobschütz erstickt. Das Elend der Stadt in dieser Zeit war so groß, daß für ihre Wiederherstellung in ganz Deutschland, ja sogar in Schottland Geld gesammelt wurde. Auch die Universität war auf das härteste betroffen: in den Pfarrakten des Dorfes Merschwitz bei Meißen fand ich eine Notiz, wonach die Wittenberger Universitätsbibliothek während der Kriegsgreuel des Jahres 1813 auf Kähne verladen nach Dresden gebracht werden sollte; doch waren die Kähne von Kosaken angehalten und zum Passieren der Elbe verwandt worden, sodaß die kostbaren Bücher gelandet und einstweilen in Seußlitz untergebracht wurden.

Die preussische Herrschaft brachte der Stadt zunächst einen empfindlichen Verlust: die Verlegung der Universität und ihre Vereinigung mit der Hallischen (1815). Doch vernarbten allmählich die Wunden des Kriegs, und während ein Teil der deutschen akademischen Jugend am 31. Oktober 1817 die Farcade des sogenannten Wartburgfestes beging, weilte Friedrich Wilhelm III. mit mehreren Prinzen in Wittenberg, stiftete die notdürftig erneuerte Schloßkirche einem Predigerseminar und legte auf dem Markte den Grundstein zu Schadows Lutherdenkmal. Weit großartiger und nachhaltiger waren die Luthertage des Jahres 1883 und die Feier des 31. Oktober 1892, wo die prachtvoll erneuerte Schloßkirche vom Kaiser Wilhelm II. persönlich geweiht wurde.

Heute ist Wittenberg eine Stadt, der weder eine besondere geschäftliche noch eine besondere geistige Regsamkeit nachgerühmt wird. Sogar die Theater-

direktoren sind mit Wittenberg unzufrieden; ich las kürzlich in der Zeitung, daß sie in ihren Kreisen den Ruf eines „Erbgräbnisses“ genieße, das heißt eines Ortes, an dem jede wandernde Schauspielergesellschaft aus Mangel an Teilnahme zu Grunde gehn müsse. Auf solche Rederei ist nicht viel zu geben, und mag man auch gegen das moderne Wittenberg sagen, was man wolle, eins steht doch fest: es giebt in Mitteldeutschland kaum eine Stadt, die wegen ihrer Erinnerungen eher einen Besuch verdiente als Wittenberg. Und hat auch der Eisenbahnverkehr und die Fabrikthätigkeit das Ansehen der Vorstädte sehr verändert, der Marktplatz von Wittenberg und die ihn umgebenden Straßen haben sich ihren geschichtlichen Charakter und ihre besondre Weihe getreulich bewahrt. Auch die Anlagen der Stadt, die sich ringsumher an Stelle der alten Befestigungen erheben, haben ihren besondern Reiz, namentlich in den lauen Nächten des Lenzes: da tönen dort aus Hecken und Baumkronen ohne Unterlaß die süß klagenden Weisen der Nachtigallen, die in großer Anzahl in den Wittenberger Stadtanlagen nisten. Das kommt von der Fülle des Wassers und des Buschwerks in und um Wittenberg.

Wie das klassische Athen an den Ufern des Kephissos und Ilissos lag, so ist auch Elb-Athen, Wittenberg, von zwei Wasserläufen, der frischen und der faulen Bach, durchflossen. Dazu kommen die die Stadt umgebenden Gräben und sumpfigen Wiesen, ein Gelände, wie es die Nachtigall besonders gern hat. So haben sicherlich auch schon zu Luthers Zeit in Wittenberg die Nachtigallen geschlagen, und darum gewinnt Hans Sachsens herrlicher Weckruf an die Deutschen:

Wach auff, es nahend gen dem Tag!  
 Ich hör singen im grünen Hag  
 Ein wunnigklige Nachtigal  
 Ihr stimb durchklinget Berg und Thal

noch einen besondern, wenn auch schwerlich vom Dichter beabsichtigten Sinn. Luther selbst war ja ein großer Freund der Vögel und duldete nicht gern, daß ihnen ein Leid geschah. Wer kennt nicht den sinnigen und humorvollen Brief, den er 1534 im Namen der „Drosseln, Amseln, Finken, Hänflinge, Stieglitze samt andern frommen, erbarn Vögel, so diesen Herbst über Wittenberg reisen sollen,“ an seinen Famulus Wolfgang Sieberg richtete, der den armen Tieren auf einem bei der Stadt angelegten Vogelherd nachstellen sollte. Seine Schützlinge danken ihm seine Fürsorge noch heute; denn nirgends wohl tönt in Wittenberg im Frühling ein lieblicherer und lauterer Vogelschall, als um Luthers Wohnhaus, das an der Südwestecke der Stadt, in unmittelbarer Nähe des Wallgrabens und der dahinter stehenden gewaltigen Baumwipfel liegt. Machen wir uns nun dorthin auf, die denkwürdigste Stätte, die Wittenberg hat, zu besuchen.

(Schluß folgt)



## Aus italienischen Sommerfrischen



Während die Zahl der Deutschen, die nach Rom, Florenz und sogar nach Siena und Perugia fahren, um den Winter im wärmeren Süden, in Pensionen oder Privatquartieren zuzubringen, beständig zunimmt, stößt der Gedanke an einen Sommeraufenthalt in Italien bei Deutschen noch meist auf ein tiefeingewurzelttes Mißtrauen. Die Befürchtung, unter unerträglich hoher Hitze leiden zu müssen oder keinen Komfort zu finden, schreckt die meisten ab, auch nur den Versuch zu machen, die Sommermonate in einem Lande zu verleben, dessen Schönheiten ihnen in andern